

Alkohol, Drogen, Gewalt – Regelmäßig gelangen von Jugendlichen im Rausch begangene (Gewalt-) Straftaten in die Schlagzeilen. Das zweijährige Forschungsprojekt „Gewaltdelinquenz und Alkohol im Jugendalter – Herausforderungen für die Jugendhilfe“ ist der Frage nachgegangen, um welche Jugendlichen es sich hier handelt und wie die Jugendhilfe mit ihnen umgeht. Leitfadengestützte Interviews mit Jugendlichen und Fachkräften haben danach gefragt, welche Bedeutung Alkohol für Gewaltdelinquenz im Jugendalter hat und welche Erfolg versprechenden Präventionsansätze an der Schnittstelle von Jugendhilfe und Suchthilfe es gibt.

Kurz vor Abschluss des Projekts widmet sich das aktuelle Thema der Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention den sich abzeichnenden Befunden.



Dr. Sabrina Hoops und Annemarie Schmoll von der Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention (linkes Bild) im Gespräch mit den Projektmitarbeiterinnen Carina Seidl und Lena Weihmayer (rechtes Bild).

Sabrina Hoops: Vorweg habe ich eine Frage, die Euch vermutlich im Laufe Eurer Studie schon häufig gestellt wurde und die sicher auch nach Vorliegen der Befunde immer wieder auf Interesse stoßen wird: Warum ist die Studie auf das Thema Gewalt und Alkohol konzentriert und warum ist das Thema Drogen oder Drogensucht ausgeklammert?

Carina Seidl: Das ist eine Frage, die wir in der Tat schon häufiger gehört haben! Aber es ist ganz einfach: wir haben die Fragestellung ganz bewusst auf Gewaltdelinquenz und Alkohol gerichtet, weil Gewalttaten eher unter Alkoholeinfluss erfolgen und eben nicht in Folge von z.B. Cannabis. Zumindest ist aus der Polizeilichen Kriminalstatistik belegt, dass Gewalttaten im Jugendalter sehr häufig unter Alkoholeinfluss begangen werden. Das wurde uns letztlich auch in unserem Projekt von den Jugendlichen und den Fachkräften bestätigt. Alkohol zu konsumieren ist heute bei vielen Jugendlichen bzw. Jugendgruppen eine nicht hinterfragte Selbstverständlichkeit. Drogenkonsum ist da noch einmal ein anderes Phänomen und hat für die meisten Jugendlichen nicht die alltagsweltliche Relevanz wie es Alkohol hat. Natürlich könnte man zum Thema Drogen und Gewalt auch forschen, das wäre aber ein anderes Projekt.

Sabrina Hoops: Im Fachdiskurs ist dann häufig die Rede von „alkoholinduzierter Gewaltdelinquenz“. Das klingt erst mal so, als gäbe es da einen kausalen Zusammenhang. Nach dem Motto: Alkohol ist nicht nur ein verstärkender Faktor, weil er enthemmt, sondern die Ursache von Gewalt. Was habt Ihr in Eurer Studie dazu festgestellt? Macht Alkohol aggressiv?

Lena Weihmayer: Das kann man so nicht sagen, der Zusammenhang ist komplex und natürlich gibt es keinen Automatismus. Es zeigt sich in der Empirie, dass Alkohol in der Regel ein Faktor von vielen ist, wir sagen dazu: Alkohol ist ein begünstigender Wirkfaktor für Gewaltdelinquenz.

Carina Seidl: Genau, zentral ist die Frage, wie Gewalt und Alkohol in der Lebenswelt der Jugendlichen verankert sind. Und hier kann man verschiedene Konstellationen rekonstruieren.

Annemarie Schmoll: Was heißt das genau? Bedeutet das, es gibt bestimmte Typen?

Carina Seidl: Nein, so wollen wir das nicht verstanden wissen. Wir sprechen grob von vier idealtypischen Konstellationen, die jeweils wieder verschiedene Abstufungen ausbilden können. Wir hatten da zunächst mal die Konstellation 1, in der sowohl Gewalt als auch Alkohol sehr vorherrschend sind in der Lebenswelt der Jugendlichen. In der Konstellation 2 ist es eher die Gewalt, die im Vordergrund steht und der Alkoholkonsum ist eher eine Begleiterscheinung. In Konstellation 3 ist es gegenteilig: Alkohol steht im Vordergrund und Gewaltdelinquenz weniger. Wenn ein problematischer Alkoholkonsum besteht, kann das wiederum mit verschiedenen Faktoren zusammenhängen, ich sage mal z.B.: Langeweile, Frust, Trauer, Gewohnheit. Und die letzte Gruppe in unserem Sample, die Konstellation 4, zeichnet sich dadurch aus, dass es zwar Auffälligkeiten in beiden Richtungen gibt, aber beide Problembereiche im Grunde nicht oder auch noch nicht sehr verfestigt sind und die Gewalttaten, salopp gesprochen, „eher zufällig“ oder „aus der Situation heraus“ passiert sind. Das heißt, ein Zusammenhang ist hier nicht erkennbar.

Sabrina Hoops: Das ist ein interessanter Befund. Und wie geht man in der Jugendhilfe damit um? Weiß man da um diese unterschiedlichen Konstellationen und hat geeignete Strategien parat? Oder noch anders gefragt: Weiß denn der Jugendrichter oder die Jugendrichterin, um welche Konstellation es sich bei Jugendlichem A oder Jugendlicher B handelt, wenn es darum geht, eine angemessene Weisung nach § 10 JGG zu finden? Denn dieses Wissen wäre ja für eine passende Zuweisung in eine Maßnahme, wie einem sozialen Trainingskurs, wichtig.

Lena Weihmayer: Die Kinder- und Jugendhilfe an sich weiß natürlich um die Problematik von häufig zusammen auftretenden Verhaltensweisen und ihre sich teilweise verstärkenden Wechselwirkungen. Das Problem ist aber, dass in der Praxis der Fokus häufig nur auf eines der beiden Phänomene – Alkohol oder Gewalt – gerichtet ist, und zwar jeweils unter Vernachlässigung des anderen. Deshalb haben wir uns im Forschungsprojekt vor allem auch für pädagogische Ansätze interessiert, die eine gemeinsame Bearbeitung von Gewalthandeln und problematischem Alkoholkonsum vorsehen. Oder eben für die Schnittstellen. Und hier haben wir festgestellt, dass die zentrale Instanz tatsächlich die Jugendhilfe im Strafverfahren ist. Denn es ist die Jugendgerichtshilfe, die schon vor der Hauptverhandlung einen Kontakt zu diesen gewalt- und alkoholbelasteten Jugendlichen hat und einen Eindruck von der lebensweltlichen Einbettung der Straftaten haben sollte. Auch wenn ein einziges Gespräch im Vorfeld der Hauptverhandlung sicher nicht überbewertet werden kann, ist sie es doch, die im Einzelfall einschätzen kann, welche Rolle der Alkohol für den jungen Menschen spielt.

Sabrina Hoops: Ich kann mir vorstellen, dass das in der Praxis aber nicht immer einfach ist. Wir wissen ja aus verschiedenen Studien, auch hier aus dem DJI, dass es nicht immer gelingt, einen Kontakt herzustellen und einen tragfähigen Zugang zu den Adressatinnen und Adressaten zu erreichen. Das scheint sich in Eurem Projekt einmal mehr zu bestätigen.

Lena Weihmayer: Das stimmt. Oft fehlen offenbar schlicht die Ressourcen. Trotzdem, es bleibt dabei: Dass die Jugendgerichtshilfe sich die Zeit nimmt, die beschuldigten Jugendlichen kennenzulernen, ist vor allem deshalb so wichtig, damit bei Gericht oder in der Stellungnahme tatsächlich passende Empfehlungen ausgesprochen werden können, die die Jugendlichen da abholen, wo sie stehen. Und dazu braucht man das Wissen um lebensweltliche Zusammenhänge. Das klappt oft auch ganz gut. Man muss aber auch klar sagen, dass für die Abklärung der Bedarfe nicht immer genügend Kapazitäten zur Verfügung stehen, und das ist ein Problem.

Carina Seidl: Genau, hinzu kommt dann noch, dass das Angebot an Maßnahmen, die beide Problembereiche im Blick haben, begrenzt ist. Selbst wenn es also ein Wissen um die Konstellationen im Einzelfall gibt, ist es leider so, dass nicht überall eine passende Maßnahme zur Verfügung steht.

Natürlich gibt es passende Settings und eine Reihe von innovativen Ansätzen. Aber in der Regel ist es doch eher so, dass in vielen Sozialen Trainingskursen die Bearbeitung der Gewaltdelinquenz im Vordergrund steht, selbst wenn Alkohol in der Lebenswelt eines Teilnehmers oder der Teilnehmerin eine zentrale Rolle spielt und man klar von einem risikobehafteten Konsum sprechen kann. Und trotzdem wird das Thema Alkohol dann nur am Rande bearbeitet, weil es einfach das Curriculum so vorsieht und man auch Rücksicht auf die Gruppe nimmt. Hier können flankierende Einzelgespräche noch kompensierend gute Wirkung entfalten, aber dazu fehlen oft die Kapazitäten. Oder, was wir aus den Interviews mit den Fachkräften auch wissen: Der oder die Jugendliche kommt, macht die Maßnahme und geht wieder. Das heißt: Die Stunden werden abgerissen, weil es sein muss.

Sabrina Hoops: Was wären aus Eurer Sicht Erfolg versprechende Präventionsansätze?

Lena Weihmayer: Ich denke, es ist wichtig, eine Angebotsvielfalt bereit stellen zu können, die den unterschiedlichen Konstellationen, über die wir schon gesprochen haben, gerecht wird. Das heißt: Auch Settings, die nur fünf Treffen vorsehen, können wichtig und hilfreich sein. Und mehr wäre dann vielleicht zu viel des Guten.

Wenn es aber so ist, dass es sich um verfestigte Konstellationen handelt und der Alkoholkonsum hochgradig problematisch ist, also auf noch andere Schwierigkeiten verweist, dann sind aus unserer Sicht Einzelgespräche als Element von zentraler Bedeutung. Immer wieder ist uns berichtet worden, wie schwierig es ist, den Problembereich Alkohol nur in Gruppenmaßnahmen zu behandeln. Man kann in der Gruppe sensibilisieren, aber das Thema dann aufzubrechen und zu bearbeiten, dazu braucht es eine Kombination aus Gruppensetting und Einzelgesprächen, um in einer vertrauten Atmosphäre auf die Jugendlichen ganz speziell eingehen zu können. Denn es mag als cool gelten, viel Alkohol zu trinken und es zu vertragen, aber extrem uncool ist es, dabei die Kontrolle, das Gesicht zu verlieren. Eine solche Erfahrung in der Gruppe aufzuarbeiten ist schwierig und nicht immer ausreichend.

Sabrina Hoops: Was haben denn die Jugendlichen dazu gesagt?

Carina Seidl: Dazu muss man erstens sagen: Aus der Sicht der Jugendlichen ist die Teilnahme an einer Maßnahme nach § 10 JGG meistens ohnehin nicht freiwillig. Sie machen das, weil sie müssen. Zweitens: Die Sicht der Jugendlichen ist natürlich auch in Abhängigkeit von ihren Belastungen und auch ihren Vorerfahrungen in der Jugendhilfe zu sehen. Im Grunde geht es hier um eine Adressatenorientierung, d.h. die Jugendlichen haben uns letztlich immer wieder erzählt, wie wichtig es für sie ist, dass in einer Maßnahme Themen behandelt werden, die für sie von Belang sind. Man muss hier sicher auch die Grenze einer Gruppenmaßnahme sehen: für die einen sind die Themen passend, für die anderen nicht so sehr. Die einen können mit der Methode mehr anfangen, die anderen weniger. Das ist wie im Schulunterricht, wo der eine besser mit Frontalunterricht zurechtkommt, die andere aber besser mit einer Gruppenarbeit.

Aber letztlich muss man auch sagen: Oft ist ein Kurs einfach nicht ausreichend und es wäre eine weiterführende Hilfe angebracht. Die Interviews vor allem mit den Fachkräften haben gezeigt, dass hier durchaus Bedarfe bestehen. Aber es muss an der Stelle natürlich auch jemand da sein, der das Ganze dann pusht, also den Jugendlichen motiviert und nach einer passenden Hilfe Ausschau hält.

Sabrina Hoops: Ok, und da kommen wir dann vermutlich wieder zur Ressourcenfrage. Und auch die Frage der Kooperation zwischen Freiem Träger und Jugendhilfe im Strafverfahren bzw. Jugendamt ist hier angesprochen.

Annemarie Schmoll: Genau. Was mich noch interessieren würde, welche Rolle spielt denn dabei die Suchthilfe?

Lena Weihmayer: Naja, es gibt hier schon Schnittstellen, aber letztlich adressiert die Suchthilfe viel stärker Erwachsene und eben nicht unsere jugendlichen Adressaten und Adressatinnen. Aus einem unserer Expertentreffen wissen wir: Nur etwa fünf Prozent der Ressourcen der Suchthilfe sind für Jugendliche gedacht. Dazu kommt, dass hier eher Drogensucht in Blick genommen wird. Eine „richtige“ Alkoholsucht bei Jugendlichen ist dagegen vergleichsweise selten. Aber es ist schon so, dass die Suchthilfe einen deutlich geschärften Blick für Konsummuster hat als die Jugendhilfe, deren Problemwahrnehmung an dieser Stelle meist eher weniger ausgeprägt ist. Will sagen: die Jugendhilfe könnte hier von der Suchthilfe durchaus lernen! Eine Idee wäre auch, die Suchthilfe früher in die Bedarfsfeststellung mit einzubeziehen. Denn oft wird das Thema Alkohol deswegen nicht weiter berücksichtigt, weil die Fachkräfte, z.B. auch in der Jugendhilfe im Strafverfahren, sich hier eben unsicher sind.

Sabrina Hoops: Ich würde jetzt zum Abschluss gern noch mal auf die von Euch ins Auge gefasste Untersuchungsgruppe der Jugendlichen zurück kommen. Gewaltdelinquenz ist statistisch betrachtet ja vor allem ein männliches Phänomen. Vor allem schwerwiegende Gewalttaten werden nur selten von Mädchen verübt. Ihr hattet ja in Eurem Sample neben 20 männlichen Jugendlichen auch einige Mädchen befragt. Habt Ihr in den Interviews geschlechtsspezifische Unterschiede festgestellt? Sowohl was die Problembereiche Gewalt und Alkohol angeht als auch den Umgang der Jugendhilfe damit?

Lena Weihmayer: Naja, wir haben ja keine repräsentative Studie durchgeführt, letztlich handelt es sich bei den vier Mädchen in unserem Sample um sehr unterschiedliche Einzelfälle. Dennoch können wir aus den Interviews mit den Fachkräften berichten, dass Mädchengewalt offenbar planvoller ist, im Einzelfall genauso brutal sein kann, aber weniger impulsiv und aus dem Kontext heraus. Die Fachkräfte haben uns oft berichtet, dass Mädchen viel stärker noch als Jungen in der Gruppe gewaltauffällig werden. Ob die Fachkräfte mit Jungen oder Mädchen, wenn sie sie zusammen in einem Kurs haben, jeweils unterschiedlich umgehen, können wir mit unserer Studie nicht beantworten. Meistens handelt es sich ja um rein männliche Gruppen. Aber interessant ist, dass es unterschiedliche Haltungen zu der Frage gibt, ob Jungen und Mädchen mit den Problemdimensionen Gewalt und Alkohol überhaupt in einer gemeinsamen Maßnahme betreut werden sollten oder ob ein gemischtgeschlechtliches Setting nicht kontraproduktiv ist. Spezielle Settings für Mädchen gibt es, aber sie sind selten. Und die haben wir im Rahmen unsere Projektbesuche natürlich auch angeschaut.

Sabrina Hoops: Ja, das sind Maßnahmen mit geschlechtersensiblen Ansätzen, wie z.B. das KAPM, das Kölner Anti-Gewalt-Programm für Mädchen, die alleine schon durch ihren Seltenheitswert sehr bekannt sind. Wichtig sind aus meiner Sicht einfach auch Weiterbildungen für Fachkräfte in der Anti-Gewalt-Arbeit mit Mädchen, aber auch mit Jungen oder gemischtgeschlechtlichen Gruppen. Das ist ganz wichtig, denn neben der Vermittlung von Fachkenntnissen gibt es Möglichkeiten zum Fachaustausch und zur Selbstreflexion.

Annemarie Schmoll: Genau, das „über den eigenen Tellerrand“ gucken ist an der Stelle nicht zu unterschätzen. Was sind denn aus Eurer Sicht die größten Herausforderungen, die sich aus den sich abzeichnenden Befunden ergeben?

Lena Weihmayer: Wie schon gesagt, halten wir für die unterschiedlichen Konstellationen unterschiedliche Bearbeitungsstrategien als sinnvoll. Diese herauszufinden und so eine gute Passung zwischen Adressat oder Adressatin und Angebot zu finden, stellt sicher eine der größten Herausforderungen in dem untersuchten Themenfeld dar. Hierfür benötigt es zum einen Ressourcen und Sensibilisierungen zum Thema, aber auch gefestigte Kooperationsbeziehungen. Dann, so zeigt es sich, wird vor allem im Zusammenspiel zwischen Jugendhilfe im Strafverfahren, Jugendrichterin oder

Jugendrichter und den freien Trägern, die Maßnahmen durchführen, ein gutes Passungsverhältnis erzielt.

Carina Seidl: Genau, und eine weitere Herausforderung liegt für mich in der Feststellung: Die Bedarfe der Jugendlichen gehen meist über das aktuell laufende Strafverfahren hinaus. Es sollte daher eine Stelle geschaffen werden – wo auch immer angegliedert, da grübeln wir selbst noch – die jenseits des Strafverfahrens an dem oder der Jugendlichen dran bleibt und ermittelt, welche Unterstützungsmaßnahmen noch notwendig sind. Das kann im Fall Alkohol eben auch ein Entzug, eine Therapie oder ähnliches sein. Zu den gefestigten Kooperationsbeziehungen, wie Lena sie eben erwähnte, sollte demzufolge auch die Suchthilfe gehören.

Liebe Carina, liebe Lena, wir danken Euch für das Gespräch! Wir sind sicher, dass die Ergebnisse Eurer Studie auf große Resonanz stoßen!